

„Jetzt braußt der erschütternde Weltkrieg über Europa und schafft uns allen einen großartigeren Lebensbegriff. . . . Die Donner dieses Weltkrieges beenden eine Epoche. Und wir hoffen von Herzen, daß ein größerer, mehr auf Ewigkeit gestimmter Geisigehalt und zugleich ein gut deutscher Herzensgehalt auch in unsere Dichtung einströmen wird.“ Mit diesem hoffnungsfrohen Ausblick schließt Professor Dr. F. Dienhard sein Büchlein „Deutsche Dichtung in ihren geschichtlichen Grundzügen“. Wenn in irgendeinem Lande die Erfüllung zu dämmern beginnt, dann sicher „im heil’gen Land Tirol“.

Nikolaus Scheid S. J.

Medard ruft in die Welt.

„Aus den handschriftlichen Aufzeichnungen des jungen Medard“, sagt Max Fischer im Vorwort seines neuen Gedichtbandes¹, „habe ich dieses erste Buch seiner Gedichte gesammelt. Es sind die Dokumente seines religiösen Ringens und Bewußtwerdens: die Entstehungszeit dieser Verse fällt in sein 21. bis 24. Jahr. Wie viele Menschen seiner materialistischen Zeit, rang Medard nach Religion; aber seine aufs Absolute gerichtete Bekennerkraft konnte sich nicht nach Art der meisten Zeitgenossen mit einer religiös getönten Philosophie begnügen: Medard forderte objektivierte Religion, forderte Kirche, forderte Heiligung. Aus der Sehnsucht dieser Forderungen und der Seligkeit ihrer Erfüllung wurden Medards Verse gezeugt.“

Daß Max Fischer selber dieser Medard ist, das mag uns interessieren, und das macht seine Verse zu persönlichen Bekenntnissen: was aber von weit größerem Belang ist, und was diesen Bekenntnissen eines einzelnen einen zeitwahren und typischen Charakter gibt, ist das: in diesem Medard stellt sich ein gut Stück des modernen Konvertitentums dar, einer geistigen Bewegung von ganz eigenartigem Wesen, halb religiös, halb künstlerisch und literarisch. Überall in dieser von Kriegsturm durchtobten, von Blut und Tränen dampfenden Welt streben Seelen aus weiten Fernen hin zu den christlichen Mysterien, zu den Pforten der katholischen Kirche, zu Petrus, der „als der Felsen des Bekenkens ragen“, der „Golgotha an alle Menschen schenken und so die Adamschuld zur Gnade wenden“ soll. Es sind solcher Sucher mehr, als man vermuten möchte; und viele von ihnen machen den Prozeß religiöser Wiedergeburt durch, den der junge Medard hier in seiner Lyrik mit fast unbewusster Sicherheit beschrieben hat. Und gerade um dieser Gleichartigkeit des inneren Werdens willen kann man sie zu einer Gruppe zusammenfassen als Träger einer eigenartigen Bewegung.

Über den literarischen Wert der Gedichte Medards — einige sind sicher von hoher Schönheit und bleibendem Werte — soll hier nicht geurteilt werden; das ist auch von untergeordneter Bedeutung. Aber die Religiosität, die hier zum Lichte drängt, und gottlob! auch dringt, hat da einen Ausdruck gefunden, der unter die Dokumente dieser Zeit eingestellt werden kann.

¹ M. Fischer, Medard ruft in die Welt. Gedichte. 8° (99 S.) Rempten 1917, Köfel. M 2.—

Martin Buber sagt in einem seiner „Gespräche“: „Jedes lyrische Wort ist ein Gespräch, darin der Partner in einer übermenschlichen Sprache redet; was er sagt, ist des Dichters Geheimnis.“ Die Lyrik des jungen Medard ist nun freilich nicht ein Gespräch mit einem unsichtbaren, übermenschlichen Partner, der, unhörbar für die große Welt, dem Dichter erlösende Antworten schenkt oder auch Rätselfragen aufgibt: als Teilhaber dieser lyrischen Gespräche ist vielmehr die große Welt selbst, die tobende und lärmende Gegenwart, die Welt des modernen Geistes und der geistigen Mode gedacht und gefühlt und — herausgefordert. Diese Gedichte sind in die weite Welt hineingesprochen, ja hineingeschrien, mit dem starken Willen, gehört zu werden und Antwort zu erwingen, Rechenschaft zu fordern. Darum ist der seltsame Titel: „Medard ruft in die Welt“, eigentlich gar nicht seltsam, sondern einzig passend. Die Lyrik ist hier zur Prophetie geworden, gleichviel ob das möglich oder tunlich ist. Diese Gedichte sind Ausdruck eines starken Sendungsbewußtseins, sie sind Schreie und Gebärden eines Menschen, der sich berufen und bevollmächtigt glaubt, der lastende Aufträge zu erfüllen hat, auf dem großen Befehle wuchtet; und diese Sendung ist eine religiöse: „Ich bin bestimmt, Gott in die weite Welt zu rufen.“ „Ich bin bestimmt, den wahren Gott mit heißen Worten in die Welt zu sagen.“

Alle Neubekehrten haben diesen Drang, ihr neugewonnenes Gedankengut, ihren neuerobernten Lebensgehalt mitzuteilen, Herolde und Propheten zu sein für die Erkenntnisse, die ihnen aufgegangen, für die erlösenden Werte, die sie gefunden haben, nach langen Kämpfen und Irrfahrten. Aber die Proselyten der neuzeitlichen Frömmigkeit stehen unter diesem Drange noch stärker, als die Menschen früherer Jahrhunderte gewohnt waren, die Menschen, deren Zeit- und Lebensmaße gemächlicher, beschaulicher waren, die nicht so auf Tat und Eroberung und Weltgestaltung brannten wie wir Heutige. Die Konvertiten der Gegenwart — gleich haben sie eine Berufung; die Hoffnung ihrer neugebornen Seele stammt einem neuen Zeitalter entgegen, das sie selbst mit heraufführen: „... Und neue Glocken läuten durch die Welt... Ein Morgen wird blauen. Da wird alles Fleisch die Wunderdinge schauen.“ Alte Messiaserwartungen arbeiten wieder in ihren Visionen: „Und dennoch wird das neue Wunder werden: Es wird ein Sohn geboren werden aus Judas Schoß. Der ist so gnadenreich, so über Menschen groß, Daß er die engen Bande seines Blutes bricht, Aus dunkler Sünde steigt zu seligem Licht.“ Und der Neubekehrte erkennt die eigenen Züge in dem Bilde des großen Kommenden: „Zuweilen wenn ich in den fremden Städten Durch die Straßen der ernsten, bärtigen Juden schreite, Treten sie scheu zu Seite: Gramvolle Greise neigen das Haupt vor mir. Sagt ihnen Schauer der Tage, Was ich geborgen trage, Einst zu verkünden wage?“ „Und es wird sein. Es naht die hohe Stunde, In der ich mich von all dem Schmerz befreie, Und aus den Gründen meiner Seele schreie, Mein Ich zerberstend, Mich zum Mittler leise. Dann gelle ich der Erde ganzes Wehe, dann banne ich die Schauer der Visionen, Dann klagt mein Mund die Qualen der Millionen, Ich bin nicht Mensch mehr, bin Gerichtsposaune.“ Und in den Schauern dieses

großen Bewußtseins bereitet sich die Seele zu welterlösenden und darum hinreißend erhabenen Leiden: „Ich bin bereit, selbst Golgotha zu tragen. . .“

Woher stammt diese prophetische, von Messiasberufen berauschte und jäh in die Welt stürmende Religiosität? Welches sind die dunklen oder lichten Stunden, die sonnigen oder düsteren Meere, die solche Frömmigkeit gebären? Ein dreifacher Schauer schattete um diese Art von Damaskusstunden: Tragik, Mystik und Erotik.

Das vernichtende Gefühl einer ungeheuern Welttragik! Mancher ruhigen, friedgewohnten Seele möchte die Klage über die Tragik des Daseins wie Überspanntheit vorkommen. Aber das ist sie nicht. Moderne Konvertiten erleben das Nüchternen und Leere aller Welt Dinge mit einem unsagbaren Überdruß, mit einem übersatten Gefühl des Ekels: „Ich bin so arm, daß ich möchte weinen. Ich habe nur mich.“ Und diese niederdrückende Armut und Verlorenheit erzeugt eine gewaltige Sehnsucht, einen wahren Notruf aus schreiender Bedürftigkeit. Aber was könnte die Seele denn suchen, woran sich klammern? „Aus dem eillen Trug wirbelnder Schäume Drängt meine Seele zu dir, zu dir.“ Sie betet zu Christus, mitten aus einem allgemeinen Verzagen an den Sinnen und der sinnlichen Welt, an Lust und Rausch, an Wissen und Macht: „Denn nur von Gott kommt das gewisse Wissen.“ Die Welt ist dunkel und von Blut und Schrei und Schmutz erfüllt wie ein Jüdenghetto: „Ahasver“ hat alle diese modernen Weltflüchtigen angerührt und erschreckt; „Schützengrablieder“ haben an ihre Ohren getönt und alle holden Träume wurden ihnen erschlagen: „. . . Da hieß man feuern. Und mein Traum ist tot. Ich bin nicht Mensch mehr. Bin nur noch ein Rad, gewaltsam der Maschine eingesügt, Die tötet, was verheißend ist und groß. Nun liegt erschlagen meiner Träume Bruder.“ Erlebnisse von düsterer Größe haben ihre Einbildungskraft erregt und schaudervolle Visionen entsacht, die selbst das Harteste und Süßeste, was es für Menschenherzen gibt, das Geheimnis der Mutter mit wirr gespenstischen Schatten streifen: „Und ewig starrt des Rätsels Eisentor, Ob längst verrauschtes Blut verschollener Ahnen mich erzeugte, Ob sich ein Dämon, grauig wild und ganz erbarmungslos, In finsterner Gewalt zu deinem zarten Frauenschöße beugte. Ob eines lichtumfloßnen Engels Frühlingstraum Zu fremdem Schicksal dir den Sohn geboren.“ Und inmitten von so viel Graus, der sich in die Welt drängt wie „durch die schmalen Ghetto-tore“, steigen doch wieder Fragen auf von rührender Zartheit: „Warum sind wir so fern, mein Menschenbruder? . . . Was ist es, lieber nachbarlicher Bruder, Was unser Erdensein verzerrend trennt, Da doch ein Gott durch unsre Seelen schreitet?“ So sind diese Menschen, diese Zweifler, diese Pilger auf dunklen Wegen: Sie sind krank vor lauter Heimweh: und wir müssen viel zarte Schonung für sie haben und göttig lauschen auf die Töne ihrer zerrissenen Saiten. Wenn sie auch zuweilen wirr klingen und abstoßend.

Wirr und unsagbar scheint die Mystik, die diese Gequälten über die schroffen und nackten Abgründe des Daseins breiten: mystische Träume, die nur die Un-erträglichkeit des Wirklichen verdecken sollen: „Über allen unsern Taten blaut der

Traum. Über brausender Städte Bogenlampengeflimmer, Über rächender Krieger einsamem Schmerzensgewinmer steigt endlos der Raum. Es greift durch die Welt eine heimliche Weise, So betend und leise . . . Oft hörst du sie kaum.“ Es ist die Sehnsucht nach unbekannten Idealen, die in mythischen Träumen sich ausweint: „Nach dem Lande Dschinnistan fahre ich hin: Dort ist meine Seele zu Hause. In den Ländern der Menschen irrt sie umher, Ein Fremdling ferne der Heimat.“

Und endlich die Erotik! Sie ist das Abstoßende und Verlegende an dieser emporringenden Religiosität; sie ist heiß und durchdringend und düster schwelend wie heimlich unheimliche Blut; sie ist eine starke Wurzel dieser Künstlerbegabung sowohl wie dieser Art von Frömmigkeit: „Du warst gekürt, mit deinem reinen Munde des Gottesohnes Lippen keusch zu küssen, Die glutend sind, daß mit verückter Wunde Die Seraphim daran verlodern müssen.“ Wahelich, wohlthuender ist es, die kerzenstille Gebetslyrik zu hören, die zum Beispiel M. Herbert gesungen hat oder auch Fritz Philippi, wenn er auch Protestant ist. Dem jungen Wedard aber gelingt die Aussprache erotischer Not und Leidenschaft mitten in seinen Gebeten so überwältigend, daß unsere Seele erschauert. Es ist ein gewaltiger Sang von der tiefsen Not der Moderne — das von erschreckender Empfindung durchglühte Lied: „In meinen Nächten atmet bang das Tier.“

Diese Erotik wird auch von den bekehrten Saulussen kaum überwunden, sie geht nicht reslos unter in morgensrischer Unbefangenheit, sie kommt über den Zwiespalt zwischen Heloise und Abälard nicht hinaus, über den Zwiespalt erotisch gefärbter, ja erotisch mißbrauchter Religion und puritanisch finsterner Entsagung: denn dieser „Abälard an Heloise“ kennt nicht das christliche Purum, sondern nur das unnatürliche Puritanum.

Aus diesen drei Wurzeln Tragik, Mystik und Erotik wächst nun die fremdartige Sotosblume dieser Religiosität, die uns krankhaft anmutet wie eine übertriebene Schönheit der Tropen, hysterisch wie ein tanzender Verwisch, krampfzig wie eine grelle, schreiende Verücktheit. Es ist Moriskentum in diesen Gebeten, eine unausgeglichene Blutmischung, genial und krank, wie die Kunst El Grecos: „Die Leiber krampfen auf in steigendem Verücken, Besprüht mit einer frommen Silberglut: Erlösung schenkt das heilige Entrücken, Und Gnade wird verströmtem Opferblut.“ Und trotz dieser gewaltigen Verücktheit, die uns wahrhaft bange macht, bleibt eine intellektuelle Kälte zurück, wie Mondlicht über sinnverwirrenden Moosseen. Selbst die „Hymnen und Gebete“ sind mehr Philosophie als Einkehr in Gott.

Daß wir aber nicht hart und voreilig solch Suchende beurteilen oder gar zurückstoßen! Denn aus allem Drang und Kampf, aus aller Wildheit und Blut der Begierde, aus aller Dürsterkeit des Vorstellens und Empfindens schimmert doch von ferne etwas von der wunderbar ergreifenden Schlichkeit des Herbertschen Verses: „Herr, ich irrte lang und viel, Sei mein Ende und mein Ziel!“ Das Licht einer abgeklärten Religion kündet sich an, die stark ist wie der Glaube des Kirchenmannes Cyprian, weise wie die Theologie des Thomas von Aquino, der

„Klarer Gedankenschlichter, Inbrünstiger Beter“ war, der „Heimat hatte in dem Gnadenreiche Und festen Fuß doch in der Welt Getösen“, das Licht einer Religion, der es schon fast gelingen möchte, mit altheutischer Schlichtheit die Glaubensgeheimnisse anzurühren: „Mit ihren frommen Händen umfängt Maria das Kind. Es beben auf die Knie Sie alle, die um sie sind. In Demut nahen die Hirten, Die frohe Botschaft vernommen: Es ist auf die Erde nieder Der Sohn Gottes gekommen.“ Leise und zart meldet sich doch schon eine Frömmigkeit, die jenseits aller gewaltsamen Prophetie, jenseits alles verzückten In-die-Welt-Rufens den Sinn und Inhalt der Betehrung in „Ein frommes, schlichtes Sich-Bemühen“ setzt. So wird uns froh gewiß, daß diese aus der Fremde und weither über morastige Wege gewanderten Brüder noch heimisch werden in der warmen Reinheit, in der die begnadeten Kinder des Hauses atmen. Denn so ist die reifgewordene Frömmigkeit derer im Hause Gottes: Auch sie sucht und kämpft, auch sie wandert durch alle Höhen und Tiefen des Daseins; auch sie kann ihrem Gott beteuern: „O sage nicht: ‚Du hast mich nicht gesucht!‘ Der du die Wahrheit bist, wirst es nicht sagen! So wie die Finsternisse nach dem Licht, Mußt’ ich nach dir in stetem Ringen fragen.“ (Herbert.) Auch die Kunst dieser Religiosität hat gleich Medard alle Tragik und Mystik und Erotik des Lebens geschaut oder geahnt, aber über allen ihren Werken steht doch das kinderreine Motto der neuen „Verse“¹ von M. Herbert: „O Stern und Blume, Geist und Kleid, Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit.“ Es ist nichts Fremdes mehr um sie, es ist kein gewalttames Lodern mehr in ihrer Inbrunst, sondern nur ganz stilles und schlichtes Hoffen und Lieben: Denn „Gott ist so groß, Daß er selbst für uns, die Kleinen, Sorgt und denkt Und uns die hohen Seligkeiten schenkt.“

¹ O Stern und Blume, Geist und Kleid. Verse von M. Herbert. 8° (IV u. 141) Regensburg 1918, Manz. M 4.—

Peter Lippert S. J.



Gegründet 1865
von deutschen
Schreibern

Stimmen der Zeit, Katholische Monatsschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Heinrich Sierp S. J., München, Giselstraße 31 (Fernsprecher: 92 749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., R. v. Rostk-Mened S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmann S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herder'sche Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollgasse 33).

Von den Beiträgen der Umschau kann aus jedem Heft einer gegen Quellangabe übernommen werden; jeder anderweitige Nachdruck ist nur mit besonderer Erlaubnis gestattet.